

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Karlsruher Zeitung. 1784-1933 1887**

165 (14.7.1887)



# Beilage zu Nr. 165 der Karlsruher Zeitung.

Donnerstag, 14. Juli 1887.

## Gedichte von Martin Greif.

Vierte durchgesehene und stark vermehrte Auflage, Stuttgart, Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.)

Das unsere Zeit der Eisenbahnen und Fabrikstädte der Poesie nicht günstig sei, ist oft genug behauptet worden, bis zu einem gewissen Grade mag es auch wahr sein; daß diese Zeit aber keine echte, treffliche Poesie hervorbringe, ist ein bei Vielen eingewurzelter Vorurtheil. Unter den Dichtern, die geeignet sind, solch ein Vorurtheil überwinden zu helfen, darf man füglich das obengenannte Werk nennen. Das diese Dichtungen bereits in vierter Auflage in die Welt gehen, ist die beste Empfehlung nicht bloß für sie selbst, als auch für das Gedächtnis lebende deutsche Publikum, das sich gottlob doch noch, wie es scheint, einigen Sinn für naturwahr, echte Dichtung bewahrt hat.

Martin Greif, der in München lebende Dichter, hat sich auch im Drama mit großem Geschick versucht, aber seine schönsten Vorarbeiten auf lyrischem Gebiet gepflückt; auf ihn kann man seine eigenen Worte anwenden:

„Denn des Dichters schönstes Buch  
Bleiben seine Lieder.“

Beim Lesen dieses schönen Liederbuches von Greif muthet es uns so lieblich an, als schritten wir durch die sonnige Frühlingswelt selber; überall blüht, duftet und leuchtet es; überall beglückt uns die Wärme, die Lebenswürdigkeit eines echten Poeten, der, wie wenig moderne Kritiker feiner Art, uns die mannigfaltigsten Schönheiten und Vorgänge in Natur und Leben vorzuführen versteht.

Das überaus reichhaltige Buch gliedert sich in: „Lieder“, „Naturbilder“, „Balladen und Romanzen“, „Deutsche Gedenblätter“, „Widmungen“ und „Liedgedichte“.

Die Lieder sind durchaus fangbarer Natur, die verschiedensten Stimmungen wiederpiegelnd; Jahres- und Tageszeiten wandeln in anmuthigem Reigen vorüber; Frühling, Spätsommer und Herbst in buntem Wechsel offenbaren ihrem Dichter und Verliebten ihre süßen Geheimnisse; beim Anblick des ersten Sommergrases beschleicht ihn ahnungsvolle Wehmuth:

„Ich weiß es nicht, was es wohl ist,  
Das mir zu Herzen geht,  
Sich' ich das erste Sommergras  
Vom Schnitter hingemäht.“

Wohl spricht das neue bald ihm nach  
Und Sommer bleibt noch lang,  
Doch wird mir gar so trüb dabei,  
Dör' ich der Sichel Klang.“

Auch ein alter veralteter „Wandkaleender“, der alte liebe Träume wachruft, beglückend den Dichter zu einem schönen Lied. In „Fremder Stadt“ fühlt er sich einsam und verlassen; nur „Menschentrost“ kann ihn wieder beglücken; in „Schlummerlose Nächte“ bittet er:

„Legt mir unter's Haupt Melissen,  
Meine Träume sind so wild —  
Ihrer Grabesnacht entrisse  
Schwebt vielleicht ihr süßes Bild  
Ueber mein veredelt Kissen.“

„Fremd in der Fremde“ muß er ruhelos schweifen und „Fremd in der Heimath“ erkennt er nur im Friedhof manchen Freund und fühlt bei einem Reichenstein eine leise Hand. Am Abend nach gestürmtem Sturm wünscht er, es möge seinem Leben auch solch ein Ende beschieden sein. Zahlreich und zum Theil überaus schön sind die Lieder, welche er dem Abend und der Nacht widmet; so preist er die „Hochsommernacht“:

„Stille ruht die weite Welt,  
Schlummer füllt des Mondes Horn,  
Das der Herr in Händen hält.  
Nur am Berge rauscht der Born —  
Zu der Ernte hat bestellt  
Wallen Engel durch das Korn.“

Beim „Sonnennuntergang“ ruft er der Versinkenden die stolzen Worte nach:

Große Sonne, dich beneiden,  
Ewig, wir um dein Loos,  
Groß im Kommen, groß im Scheiden,  
Und in alter Treue groß.“

Aus seinem Drama „Nero“ fügt er ein „Frühlingslied“ in den Kranz seiner Lieder, das den Süden atmet. Den „Sonntag auf dem Meer“ und den „Sonntag im Gebirg“ feiert er in empfindlichen Liedern. Wohlgelungen scheint uns auch ein Cyclus „Der Zweifler“ zu sein. Ein schöner Zug der Muse Greif's ist die schlichte, aufrichtige Frömmigkeit, die sich in vielen Gedichten ausdrückt, vielleicht am innigsten z. B. „Am Allerheiligentage“, „Am Grabe meiner Mutter“, „Thurnhormal“ und „Lobtenfrühling“. Wir nennen hier nur von Dutzenden einige wenige.

Die „Naturbilder“ haben mit einer Art Weihebezug, „An die Natur“ an; alle nur erdenklichen Stimmungen des Morgens, des Mittags, der Sternennacht werden in uner schöplicher Weise variiert; diese unendliche Fülle erinnert uns zuweilen an die reiche Lieberwelt des schwäbischen Dichters Karl Mayer, wiewohl uns Greif ungleich gedankenreicher und vertiefter erscheint. Unter den Naturbildern findet sich eine stattliche Reihe von Dichtungen in freien Rhythmen, so: „Hymnus an den Frühling“, „Sommerhymnus“, „Gewitterhymnus“, „Herbstblumen“, „Herbsthymnus“, „In der Klamm“, „Kübe im Wald“ u. s. w. Diese Hymnen, besonders der „Gewitterhymnus“, zeichnen sich durch große, oft bewunderungswürdige Klarheit der Sprache aus. Des Dichters Freude an den Spuren der Natur auf heimathlichem Boden spricht sich in den stimmungsvollen Gedichten „Die Römerchanze“ und „Die Römerfrage“ aus. Sehr hübsch sind auch die „Seelieder“ und eine Anzahl von Haidebildern. Reizend ist der „Bienenlied“:

„Täuscht es nicht gänzlich mein Ohr, so hör' ich vernehmlich Gelächter,  
Und doch weil ich entfernt jedem bevohersten Ort;  
Aber jetzt scheid' ich den Ton: es sind die bestimmten Bienen,  
Die in der Kinde Gewölb schwärmen im singenden Chor.“

Auch Heidelberg und seinem Redar bringt Greif den poetischen Tribut; ebenso sind dem Alpen liebliche Gesänge gewidmet; auch die Donau wird nicht vergessen. „Sehnsucht nach Italien“ befallt ihn dabei an der Isar, er zieht nach Süden; „In den Abruzzen“ streift er umher, verträumt den „Mittag am Garbafsee“, pflückt Blüten an „Grab der Metella“, befährt das „Sivithal“ und bewundert „Venedig“, wo

— stumm in den Dämmer gehüllet  
Zeit sich Sancti Maritus Dom  
Dem wogenden Menschenstrom  
Als sah' er das Schicksal erfüllt.“

Bei der „Rückkehr aus Italien“ fühlt er, „in stillen Busen“, daß er „im Geleit der Mufen in die Heimath wiederkam“.

Unter den „Balladen und Romanzen“ reichen sich Stoffe aus Norden und Süden; Hellas, Rom, die nordische Heldensage liefern zum Theil das spröde Material, das Greif, dem Bildner gleich, zur schönen Statue weilt. Ein Lieblingsheld des Dichters scheint Karl der Große zu sein. In diesem Abschnitt hat Greif eine cykliche Dichtung eingefügt, welche er „Das Klagen Lied“ betitelt; dieses Gedicht scheint uns die Krone der gesammten Greif'schen Dichtungen zu sein; es gehört zweifellos zu dem Ergreifendsten und Nührendsten, was überhaupt je gedichtet worden ist; es ist leider zu umfangreich, als daß es hier abgedruckt werden könnte, und es läme uns wie eine Sünde vor, wollten wir diese herrliche Blüthe deutscher Dichtung zerpfücken und blattweise hier vorzeigen; dieses Gedicht ist ein Stolz unserer poetischen Literatur. Aus der Geschichte der deutschen Kaiser nimmt er „Die Glorie von Spier“, „Kaiser Heinrichs V. Befehring“, „Der Hohenstaufen Abn“; auch Sagenhaftes und Legendarisches zieht er in den schwellenden Kranz von Romanzen; Calberon und Michelangelo treten uns nahe. Ob es ein glücklicher Wurf war, das „Wahl ohne Brot“ neu zu bearbeiten, nachdem Gustav Schwab diesen Stoff in — wie wir glauben — unübertrefflicher Weise zum Gedicht gestaltet hat, möchten wir bezweifeln; ohne solchen Vorgänger freilich würden wir M. Greif für seine Verarbeitung Dank zollen müssen. Hübsche, zum Theil im Volkston gehaltene Romanzen sind „Der lustige Trompeter“, „Die Frie-

denseiche“, „Der Heldenstrauß“, „Das Kind von Fehrbellin“, „Der Sieger von Lorgau“, „Die wilden Frauen vom Unterberg“, „Der Knabe aus Tyrol“, „Soldatenbraut“, „Frauentgemach“, „Tagreife“, „Die Berkeluhr“, „Das heitragstüchtige Mägdelein“, und noch viele mehr, die, je nach Stimmung und Inhalt, ganz unübertrefflich in ihrer Art sind.

Im Abschnitt „Deutsche Gedenblätter“ widmet er Deutschland und der Erinnerung an dessen Schlachten und Siege eine größere Anzahl meist bedeutender Gedichte; wir heben das beziehungsreiche, bedeutungsvolle „Auf dem Schlachtfeld von Waterloo“ hervor, sowie die Erfüllung seiner Ahnung und schmerzlichen Hoffnung „Auf dem Schlachtfeld von Wörth“. Auch der in jener großen Zeit gedichteten Prologe zur Beethoven-Feyer und zur Weihnachtsfeier von 1870 möge anerkennend gedacht werden. Auch den alten deutschen Meistern Albrecht Dürer und Hans Sachs freut Greif liebliche Blumen der Dichtung. Der Fremde an der Vollendung des Kölner Doms leitet der Dichter lebensvollen Ausbruch und dem Fürsten Bismarck singt er zum siebenzigsten Geburtstag eine Jubelhymne in sprachgewaltigen, großartig wie das Meer einderfürmenden, herrlichen Rhythmen.

Die „Widmungen“ eröffnet er mit einem an den König Ludwig II. von Bayern gerichteten Sang, der uns nach dem tragischen Ende dieses edlen, unglücklichen Fürsten mit Wehmuth erfüllt; in frei gebildeten Strophen wandelt dieser fürstenerherrliche Gesang freundlich und leichtgeschürzt umher. Walther von der Vogelweide, Goethe und Franz Schubert, sowie Platen in Syrakus finden in Greif einen liebevollen Besinger. Von großer Schönheit sind die „Elegien“ in Stangenform. Unter gelegentlich entstandenen Gedichten nennen wir die Dichtungen, welche Greif dem vortrefflichen Münchener Schriftsteller Ludwig Steub zum 70. Geburtstag gesendet hat. Die Eröffnung des Suezkanals und die Mont-Cenis-Durchstichungen werden in plastischen Worten verberlicht, so spröde auch der Stoff zu dichterischer Darstellung sein mag. Den Reigen der „Widmungen“ beschließt „Umland“, dessen edler Bescheidenheit eines der trefflichsten Gedichte Greif's geweiht ist.

Die „Liedgedichte“ enthalten eine Fülle von Lebenswahrheit und Lebensweisheit und zeigen unseren Sänger auf der Höhe reifen und erfahrungsgeläufigen Daseins; auch hier ist die Zahl der zur Guirlande gewundenen Erfahrungsfäden und Sprüche eine erstaunlich große; eine Reihe von Sonetten dient ihm als Gefäß, worin er die köstliche Labe den Dürstenden reicht; aber auch manche Mißstände, zumal in der literarischen Welt, rügt er mit herben Geiseltworten, z. B. in den Dichtungen „An die literarischen Todtschweiger“, worin er mit volstem Recht die Infamie gewisser Regenten verdammt, die geflüstert das Schlechte und Mittelmäßige loben und das Gute und Hohe todtzuschweigen. Daß Greif im Leben nicht immer auf Rosen getreten war, sondern „hart mit dem Leben gekämpft hat“, spricht sich in ergreifender Weise in der „Rechtfertigung“ aus. Unter den „Epigrammen“ bezeichnen wir als besonders vollendet: „Grimmth der Kunst“, „In Deutschland“, und schließlich den epigrammatischen Cyclus „Die Wartburg“ und „Weimar“.

In dem 431 Seiten zählenden Buche sind uns ganz verschwimmend wenige Ausdrücke begegnet, die wir als gewagt oder gar als ungeschicklich bezeichnen möchten; um aber gerecht zu sein und heute beiläufig das Sprichwort „Wo viel Licht, da ist viel Schatten“ umzukehren in „Wo viel Licht, da ist wenig Schatten“, so seien einige davon gelegentlich angeführt; z. B. p. 4 ist von den Blüten gesagt, daß sie „alle trotzig thauen“, was uns nicht recht gefallen will; p. 128 wird „Gethale“ statt Thäler gebraucht; p. 143 heißt es von den Wolken, daß sie „gröblend und grau“ in das Gebirg hängen; auch das p. 196 und 279 angewendete Wort „schimmerhell“ scheint uns trotz des guten Klangs nicht ganz richtig gebaut; auch Worte wie „nillbig“ (p. 207) und der „spähe Held“ (p. 221) sind vielleicht durch ungezwungener zu ersetzen. Diese kleinen Ausstellungen sind indes der unvergänglichen Schönheit dieser Dichtungen gegenüber so winzig und unbedeutend, daß ich mich fast scheute, sie anzudeuten. Die Gedichte Martin Greif's sind Alles in Allem eine dauernde Zierde der Poesie der Deutschen. Heinrich Herold.

## 36) Martha. Nachdruck verboten.

Roman aus dem Ungarischen von Helene v. Beniczky-Bajza. Autocritische Uebersetzung von Ludwig Greiner.

(Fortsetzung.)

„Und das sollte für's ganze Leben Ihr letztes Wort sein? Dabei sollte auch ich mich für immer beruhigen können!“ Martha blickte ihn überascht an.

„Gott Graf, Sie wollen mir doch nicht zeigen, daß ich mich in Ihnen getäuscht und glauben muß, daß Sie mich nie geliebt haben? Gut, bleiben Sie, entfernen Sie sich nicht, bleiben Sie stets an meiner Seite, folgen Sie meinen Schritten, aber nicht im Geheimen wie ein Dieb, nicht auf Schleichwegen, sondern seien Sie der Gast des Schlosses des Fürsten, nehmen Sie Theil an der Gesellschaft, erscheinen Sie in unseren Salons, wie es sich für Paul Cecedy ziemt, die Schwelle des Fürsten Dilla zu übertreten, nur so werden Sie ein immer gern gesehener Gast in Balkanfaba sein.“

„Wie? Zu welchem Zwecke sollte ich dieses thun?“ fragte Cecedy mit düsterer Stimme und blickte forschend in die gebietenden Augen und das erregte Gesicht seiner Gefährtin.

„Weil ich meiner Würde als Frau des Fürsten Dilla niemals etwas vergeben werde.“

Jetzt erhob sich Martha und blickte fast wie geistesabwesend vor sich hin, und als Paul zu ihr trat und ihre Hände faßte, da schauerte sie entsetzt aufzukommen, sie hatte weder die Kraft noch den Muth, ihn anzublicken.

„Gut,“ sprach Paul nach einer Pause, „gut, ich willige in Ihren Wunsch ein. Morgen erscheine ich in dem Schlosse und werde Hugo Dilla's Gast sein. Sie wünschen es und ich werde es thun. Nur vor des Fürsten Augen sollen unsere Begegnungen stattfinden.“

Martha hob das Haupt empor und in ihren Augen blühte eine Entschlossenheit, die sich mit Schrecken mischte.

„Sie kommen nach Balkanfaba,“ rief sie, „werden unser Gast, unser Freund sein, mit lächelnder Miene Hugo die Hand reichend, — und?“

„Das wird ein gefährliches Spiel werden, Fürstin. Ich bin

stark, muthig, ausdauernd; mich wird meine Liebe stützen, bei Ihnen wird sich die Pflicht gegen Ihre eigenen Gefühle feindlich verhalten, doch gleichviel — Sie wünschen es.“

„Ich vertraue auf meine Kraft,“ sprach Martha mit abtönder Stimme; sie konnte ihren Kopf kaum aufrecht erhalten und ihre Augen schlossen sich.

Paul sah sie theilnahmenvoll an und gewahrte dabei, welche Veränderung dieses köstliche Antlitz in kurzer Zeit durchgemacht hatte.

„Geben Sie Gott Kraft, daß Sie siegen,“ sagte er ergriffen. „Ihre Bedingungen sind gut, richtig und erhaben, doch ich besitze nicht die Kraft, die Glückseligkeit eines Lebens eigenhändig zu vernichten; wir werden gegen einander kämpfen, wir, deren Bestimmung es war, vereint zu leben.“

Er stand auf und halb betäubt fuhr er über seine Stirne. „Auf Wiedersehen“, flüsterte er Martha zu, welche mit einer Ohnmacht kämpfte und keinen Blick dem Davoneilenden nachsah, der zur Chaussee hinausstürmte.

Als er einige Schritte gegangen war, hörte er lautes Pferdegewiebel, und bald ritten Graf Banody, Klementine, Fidora und Julius an ihn vorüber und blickten ihn erstaunt an, als er den Hut zum Gruß zog, worauf Alle wieder grüßten. Klementine jedoch erwiderte den Gruß mit so scharfer Ironie, daß Cecedy's Wangen von einem dunklen Roth gefärbt wurden.

### III.

Der Paulstag wurde mit einem solennen Mahl gefeiert, doch in erster Stimmung, da die Fürstin zur Tafel nicht erscheinen konnte.

„Nach ihrer gewöhnlichen Promenade kam sie blaß und zitternd zurück,“ berichtete die Kammerjose auf Hugo's Frage, „und seitdem liegt sie unbeweglich, wortlos, vielleicht bewusstlos da.“

Der Fürst trat mit großer Besorgniß in das Zimmer seiner Gattin. In demselben herrschte jedoch eine solche Ruhe und Stille, und Martha schien so tief zu schlafen, daß er mit gedämpften Schritten sich zurückzog, den Arzt rufen ließ, der berichtete, die Fürstin nicht gesehen zu haben, da dieselbe der Hofe entschieden anbefohlen hatte, den Arzt nicht zu holen.

„Also vermuthlich eine Erregung,“ dachte Dilla und gab den

Befehl, daß sie Niemand störe. Sein Aeußeres schien ruhig, doch mit Besorgniß kehrte er zu seinen Gästen zurück, welche sich beifließen, über das Unwohlsein der Fürstin ihr Beifeld auszubringen.

Am folgenden Tage war Martha immer noch schwach, und wiewohl sie ihr Bett verließ, so blieb sie doch in ihren Privatgemächern, wo sie bei jedem Wagen Geräusch zusammenschauerte und ihr Gesicht mit den Händen verdeckte. Hugo ging an diesem Tage nicht zur Jagd, da er Martha nicht allein lassen wollte. Er brachte den größten Theil des Tages bei ihr und war so zärtlich und zuvorkommend, daß die junge Frau ihn zeitweilig erkaunte, ja betroffen anblidte, da sie diese Eigenschaften an ihrem Gatten so selten wahrnahm.

„Aus Laune hat er meine Glückseligkeit vernichtet,“ dachte sie oft, wenn sie sich fragte, was den hochmüthigen Fürsten veranlassen konnte, sie zu heirathen. Als eine Abwechslung in seinem gelangweilten Dasein betrachtete er wahrscheinlich diese Heirath, und vielleicht, weil er bemerkte, daß ich das erste Mädchen seiner Bekanntschaft war, welches nicht nach seiner Fürstenthrone strebte, das nicht den Ehrgeiz besaß, seine Gattin werden zu wollen. Ein armes, verachtetes, von seinen Verwandten verstoßenes Mädchen, welches einem Fürsten einen Korb geben konnte, erschien seiner Erfahrung als etwas Wunderbares und übte einen ungewöhnlichen Reiz auf den verwöhnten Weltmann aus; es mußte also gefahren, auch mein Gesicht spielte mich in seine Hände; oft gefellte sich der Zufall zu Gunsten des mit Glück überhäufte Menschen, und so wurde ich Fürstin Dilla, die unglücklichste Frau auf dieser Welt.“

Derartige Gedanken, Ideen und Kombinationen quälten sie oft stundenlang, und jetzt, da ihr Gatte sich so zärtlich und gut gegen sie benahm, staunte sie, wurde sie muthlos und verwirrt.

„Wenn er mich liebte?“ dachte sie immer wieder. „Wenn er mich aus aufrichtiger Neigung geheirathet hätte? Es gibt große Leidenschaften auf der Welt, und nur von einer solchen besangene konnte mein Vater lieben, sollte auch Hugo einer solchen Liebe fähig sein?“

Gegen Abend sah der Fürst in dem Zimmer seiner Gattin, als der Kammerdiener meldete, ein Gast sei angelangt, — Graf Cecedy lasse fragen, ob er angenommen werde?

(Fortsetzung folgt.)



